

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 12

Sonntag, den 19. März

1916

Verdun.

Von Tony Kellen.

(Nachdruck verboten.)

Verdun nimmt an der oberen Maas ungefähr dieselbe Stellung ein wie Metz an der Mosel. Es deckt die gerade Straße die vom Mittelrhein nach den altberühmten Katalanischen Feldern, nach Chalons und nach Paris führt. Daß dort uraltes

Kulturland ist, das schon in der Römerzeit auch militärische Bedeutung hatte, beweist uns der Name des ersten eroberten Forts, des Camp des Romains, an dessen Stelle einst ein Römerlager stand. Karl der Große ließ die Mauern des ihm widerstrebenden keltischen Birodunum schleifen. Die mächtigen Quadern wurden die Maas hinab befördert, um zum Bau der um das Jahr 800 errichteten Pfalzkapelle in der Aachener Pfalz zu dienen. Die habenden Entel des großen Kaisers schloßen in Verdun im Jahre 843 den berühmten Vertrag, der das Frankreich in drei

Länder teilte: Deutschland, Frankreich und Lothringen. Letzteres Reich war ein Bufferstaat, halb germanisch und halb romanisch, der später vollständig aufgeteilt wurde. Verdun selbst gehörte zu Lothringen und kam 870 mit diesem an Ostfranken. Fortan gehörte es zum Deutschen Reich und führte den Namen Birten. Die Hauptstädte der drei Bistümer Metz, Toul (Tull) und Verdun waren freie deutsche Reichsstädte, die allein die Oberherrschaft des Kaisers und in Rechtsfragen die Zuständigkeit der Kaiserlichen Kammer in Speier anerkannten.

Durch den Krieg Heinrichs II. mit Karl V. kam Verdun 1552 an Frankreich, aber es wurde erst 1648 im Westfälischen Frieden mit Metz und Toul endgültig abgetreten. Bekanntlich sah das Deutsche Reich dem Raub der Bistümer tatenlos zu, und es konnte auch nicht verhindern, daß die von Ludwig XIV. eingesetzten Rounionstammern Frankreich auch die sogenannten Dependenzien der im Westfälischen und im Rymweger Frieden angetheilten Gebiete zusprachen.

Verdun wurde unter Ludwig XIV. von Vauban stark befestigt, der damals auch so viele andere französische Festungen erbaute.

Die eine berühmte Belagerung, die die Stadt auszuhalten hatte, bietet gerade jetzt ein besonderes Interesse, weil kein Geringerer als Goethe als Kriegsberichterstatter dabei war. Es war im Herbst 1792, als die Alliierten gegen das republikanische Frankreich zogen. Goethe war am 30. August, gerade vor der Beschließung von Verdun angekommen, und so konnte er diese, wie auch die Uebergabe, mit erleben. Wie wenig er eigentlich im Geiste bei den trügerischen Ereignissen war, und wie er sich mehr für naturwissenschaftliche Beobachtungen interessierte, kann

man aus seinem Bericht in der „Campagne in Frankreich“ ersehen. Der Dichter befand sich in der Begleitung des Herzogs von Weimar, und er traf dort auch den Fürsten Reuß Heinrich XIV. Die preussischen Truppen, die die Stadt belagerten, standen unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig. Über die Beschließung selbst berichtet Goethe: „Nach Tische ritten wir auf den Hügel, der unseren Zeiten die Ansicht auf Verdun verbarg. Wir fanden die Lage der Stadt als einer solchen sehr angenehm, von Wiesen, Gärten umgeben, in einer heiteren Fläche, von der Maas in mehreren Ästen durchströmt, zwischen näheren und fer-



Gesamtansicht von Verdun.

neren Hügeln; als Festung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgelegt. Der Nachmittag ging hin mit der Errichtung der Batterien, da die Stadt sich zu ergeben geweigert hatte. Mit guten Ferngläsern besehen wir indessen die Stadt und konnten ganz genau erkennen, was auf dem gegen uns gerichteten Wall vorging: mancherlei Volk, das sich hin und her bewegte und besonders an einem Fleck sehr tätig zu sein schien. Um Mitternacht fing das Bombardement an, sowohl von der Batterie auf unserem Ufer als von einer andern auf dem linken, welche, näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Diese geschwänzten Feuermeteore mußte man denn ganz gelassen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen sehen. Unsere Ferngläser, dorthin gerichtet, gestatteten uns, auch dieses Unheil im einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menschen erkennen, die sich oben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu tun eifrig bemühten; wir konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gespärre bemerken und unterscheiden. Dieses alles geschah in Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unsäglich, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen

gewaltig arbeitete, allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Kanonen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich: ich mußte mich bald entfernen."

Goethe erzählt dann, wie er sich mit dem Fürsten Reuß Heinrich XIV. über naturwissenschaftliche Dinge unterhielt, bis sie an ein Rivale der Oesterreicher kamen. "Es war den 1. September früh um 8 Uhr, als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als zum Ernst verwendeten." Goethe selbst stand einmal hundert Schritte von einem Husaren- und Volkstrupp, als eine Kugel herübergeschossen kam, der die Menge mit großem Geschrei nachließ und die man dann im Triumph umhertrug. Die Belagerung spielte sich damals offenbar noch viel gemüthlicher ab als heute. In der Festung selbst gab es zwei Parteien. Die Bürgerschaft, die anscheinend noch vorwiegend royalistisch gesinnt war, wollte die Beschießung vermeiden, während der Kommandant Beaurepaire für unbedingten Widerstand war. Als er dem Verlangen der Bürgerschaft nachgeben mußte, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf.

Am 4. September erfolgte nun die Uebergabe der Festung, und Goethe hatte jetzt Gelegenheit, die Stadt im Innern zu besichtigen. Er machte dabei mancherlei interessante Beobachtungen. Aus seinem Bericht sei aber nur wiedergegeben, wie der König von Preußen in Verdun aufgenommen wurde: "Vierzehn der schönsten, wohlgezogensten Frauenzimmer hatten Ihre Majestät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommet. Seine Vertrautesten rieten ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmütige Monarch verfehlte nicht, diese wünschenswerten Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Diese reizenden Kinder schienen auch unseren jungen Offizieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß, diejenigen, die das Glück gehabt hatten, dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmut und gutem Betragen sprechen und rühmen."

Zum Verständnis dieser Tatsachen darf man nicht vergessen, daß der Krieg der Verbündeten nicht Frankreich als solchem, sondern der Republik galt. Weil die Bewohner Verduns hofften, die Deutschen würden das Königtum wiederherstellen, begrüßten royalistische Damen den König von Preußen. Goethe selbst war offenbar nicht zu dem immerhin etwas ungewöhnlichen Ball eingeladen worden. Er rühmt aber, daß in der Stadt "auch für solidere Genüsse gesorgt war". Es fanden sich so reichliche Vorräte von Lebensmitteln, daß man damit nicht gerade häuslicherisch umging. In einem Kloster war eine Waffensammlung untergebracht. Man ging da hinein, um sie zu besichtigen, und wer der Wache ein Trinkgeld gab, konnte sich auch irgend eine Waffe als Andenken mitnehmen. Goethes Diener begnügte sich mit einem Degenstod. "So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immer hin, und dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht."

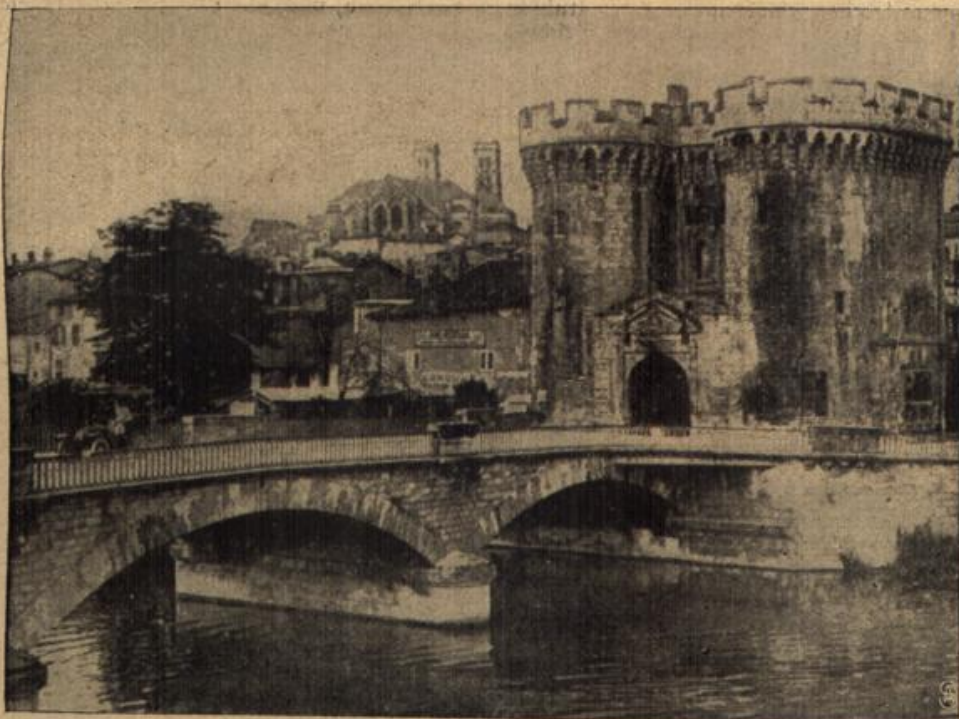
A. A. Böttiger berichtet außerdem: "In Verdun ließ sich Goethe Empfehlungsbriefe nach Paris an die schöne Welt geben, weil er auch gewiß überzeugt war, es ginge gerade nach Paris. Ein Blatt vom 'Moniteur', das sie auf einem feindlichen Wagen erbeuteten und worin stand: 'Les Prussiens pourront venir a Paris, mais ils n'en sortiront pas,' bestärkte sie alle in diesem Glauben. Goethe ließ sich schon die Spezialkarten zum Marsche nach Paris durch einen Soldaten, der dies Geschäft als

Goethe doch nicht bis Paris. Nach der Belagerung von Verdun sah man ein, daß der Feldzug ergebnislos war, und Goethe entschloß sich zur Rückkehr über Verdun, Argentan, Metz und Trier.

Verdun selbst wurde im Oktober 1793 von den republikanischen Truppen wieder besetzt, und nun wurden die 14 royalistischen Damen, die den König von Preußen begrüßt hatten, vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Ausnahme der zwei jüngsten von 17 Jahren sofort hingerichtet. Larmartine und Victor Hugo haben rührende Gedichte über die "Jungfrauen von Verdun" veröffentlicht. In Wirklichkeit waren es aber außer einer 69jährigen Baronin zum Teil auch Frauen aus dem Volke, auf die das Pathos der Dichter gar nicht paßte.

Als Goethe ins Feld zog, hatte er sich den "Jägerischen Atlas" zugelegt, eine Sammlung von Kartenblättern des damaligen Kriegsschauplatzes, "hoffentlich auch des nächstkünftigen". Im Befreiungskriege kamen die Verbündeten denn auch wieder durch den Osten Frankreichs nach Paris, aber sie zogen über Toul und ließen Verdun liegen. Erst im Krieg von 1870 bis 1871 spielte die Festung Verdun wieder eine Rolle. Verdun lag damals an der wichtigen Eisenbahnlinie, die von Chalons nach Metz geführt werden sollte, bei Ausbruch des Krieges aber erst bis Clermont, einige Meilen westlich von Verdun, vollendet

war, später also die kürzeste Verbindungslinie von Paris nach dem Mittelrhein sein sollte. Schon damals sperrte Verdun die Straße vom Mittelrhein nach den Argonnen, den Paß von les Grandes Islettes. Die Stadt war noch nach einem alten System nicht vortheilhaft befestigt, weil die rings aufsteigenden Höhen die Werke beherrschten. Diese Anhöhen waren aber von den Verden so weit entfernt, daß sie bei der Besetzung durch Feldartillerie keine genügenden Stellungen für die Beschießung abgaben. Der Kaiser war die Wegnahme Verduns als Aufgabe zuerteilt. Infolgedessen ließ der Kronprinz Albert von Sachsen seine Truppen gegen die Festung rücken. Am 24. August donner-ten zum ersten Male



Verdun: Altes Stadttor und Brücke.

Kanonen der sächsischen Artillerie aus der östlichen Stellung von der Höhe Belrupt gegen Verdun; 13 Batterien entzündten ihre Geschosse. Die Entfernung von der auf dem linken Maasufer liegenden Zitadelle machte diese Beschießung ziemlich wirkungslos. Uebrigens hatte man hauptsächlich einen moralischen Eindruck erzielen und somit eine Ueberrumpelung versuchen wollen. Das Feuer wurde einige Zeit fortgesetzt, und man ging mit dem 108. Schützenregiment stürmend gegen die Vorstadt Vaire vor. Das Feuer, das die Schützen empfing, war sehr heftig, aber in aufgelösten Zügen drang man heran. Durch die Gärten und einzelnen Gehöfte vorrückend, gelang es den Schützen mit einem heftigen Anlauf in die Vorstadt zu dringen. Trotz des überall aufknatternden Feuers, und obschon auch von den Werken der Zitadelle bis in die Vorstadt Geschosse geworfen wurden, konnten die Schützen sich festsetzen. Die Verluste waren nicht sehr groß, und man hoffte, daß der schnelle, mit großer Tapferkeit ausgeführte Angriff die Besatzung zur Uebergabe veranlassen würde. Das war aber nicht der Fall. Das Feuer aus der Zitadelle und den bis an den Fluß laufenden Schanzen begann mit erneuter Heftigkeit, und die Geschosse fielen immer dichter. Im Feuer der feindlichen Geschütze sandte der Kronprinz Albert einen Offizier in die Stadt, um den Kommandanten zur Uebergabe aufzufordern. Die Antwort lautete abschlägig, und ein neuer Regen von Granaten fiel aus der Zitadelle auf die Vorstadt. Um die Truppen nicht länger diesem heftigen Feuer auszusetzen, zog man sie zurück.

Eine Belagerung wollte man damals noch nicht beginnen. Man hatte nur die Verteidigungsfähigkeit kennen lernen und

einen Versuch auf die Belagerung ausüben wollten. Die Armee setzte nun den Marsch fort, indem sie ober- und unterhalb Verduns die Maas überschritt. Bei Verdun blieb die 47. Infanteriebrigade als Beobachtungstruppe stehen. Seit dem 25. September war die Festung eingeschlossen, während die eigentliche Belagerung erst am 13. Oktober begann. Das Zernierungs-Detachement um Verdun stand anfangs unter dem Befehl des Generals v. Bothmer, der, zum Kommandeur der 13. Division ernannt, später vor Verdun durch den General v. Gahl ersetzt wurde. In den Wochen der Einschließung beschränkte man sich darauf, die Festung zu beobachten, ihr die Zufuhren abzuschneiden, die von ihr gemachten Ausfälle abzuweisen, sowie die nötigen Vorkehrungen für ein in Aussicht genommenes Bombardement zu treffen. Zu diesen Arbeiten gehörten namentlich die Anfertigung der Batteriebaumaterialien, das Schlagen der Deckungshölzer für die Blindagen, die Anfuhr von Eisenbahnschienen usw.

Der Lage der Festung entsprechend war damals das Bombardement derselben namentlich von Norden und Westen aus in Aussicht genommen. Zu diesem Zweck waren zunächst zwei Hauptbatterien errichtet worden, die eine im Norden des Platzes auf der Höhe von Belleville, die zweite auf dem linken Ufer der Maas auf der Höhe von Thiverville. Um den Bau der Batterien beginnen zu können, war es zunächst erforderlich, die vor denselben gelegenen Dörfer zu besetzen. Das geschah in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober. Schon in der folgenden Nacht wurden die Batterien gebaut, aber unter den schwierigsten Verhältnissen, so daß infolge der Kürze der Zeit für die schweren Geschütze nur Notbetonungen, für die leichteren gar keine hergestellt werden konnten. Die während der Einschließung gemachten Erfahrungen lieferten den Beweis, daß es der förmlichen Belagerung bedürfen würde, um die Stadt zu erobern.

Am 27. Oktober fiel Metz, und dieses Ereignis äußerte natürlich auch seinen Rückschlag auf Verdun. Jetzt konnte man schwerere Kanonen, namentlich preussische „Bräutigamsgeschütze“ größeren Kalibers an die Maas senden (ähnlich wie jetzt die 42er Geschütze). Den Wirkungen dieser Geschütze konnte die Festung nicht lange widerstehen. Am 8. November war sie gezwungen, sich zu übergeben. Dabei wurden zwei Generale, 150 Offiziere und etwa 4000 Mann. An Geschützen wurden vorgefunden 136 verschiedenen Kalibers, außerdem etwa 2300 Infanteriegewehre, sowie bedeutende Bestände an verschiedenem Kriegsmaterial. Der Fall von Verdun war von großer Wichtigkeit, weil damit der letzte Punkt zwischen der Westfront und Paris, der noch von französischen Streitkräften besetzt war, in deutschen Besitz überging und weil nunmehr das schwere Geschütz von dort zur Belagerungsarmee vor Paris gebracht werden konnte.

Seit dem Kriege von 1870/71 ist Verdun als Stadt zwar nicht erheblich gewachsen, aber als Festung bedeutend ausgebaut worden. Auf den Höhen rings um die Stadt ist zum Teil sogar in weiter Entfernung ein ganzer Kranz von Forts angelegt worden. Es sind auf dem linken Ufer der Maas (von Norden nach Süden): Fort de Marre, Fort de Bois Bourrus, Fort Choiseul, Fort de Cartelles, Fort de la Chaume, Fort du Regret, Fort de Landrecourt, Fort de Dugny; auf dem rechten Maasufer (von Süden nach Norden): Fort de Vénicourt, Fort de Haudainville, Fort du Rozellier, Fort de Belrupt, Fort Moulainville, Fort de Tavannes, Fort de Baux, Fort de Douaumont (das jetzt gefallen ist), Fort de Souville, Fort de Belleville und Fort St. Michel. Die Entfernung zwischen diesen Werken beträgt nicht weniger als 64,3 Kilometer. Die einzelnen Befestigungen sind nach den neuesten Fortschritten der Technik in Beton ausgebaut und mit Panzern geschützt. Außer den schweren Geschützen stehen auch die für den Nahkampf vorgesehenen Schnellfeuerkanonen und Maschinengewehre unter Panzerschutz. Die meisten Panzer sind versenkbar, so daß die Türme nur gehoben werden, wenn gefeuert werden soll. Die Zitadelle in Verdun erhebt sich am Kanal des Augustins, westlich der Kathedrale. Zwischen dieser und der Zitadelle liegt die Place de la Roche, die als Exerzierplatz dient.

Als Stadt ist Verdun nur eine Arrondissement-Hauptstadt mit 21 700 Einwohnern. Es liegt an den Ufern der hier in fünf Arme geteilten Maas. Die Stadt ist gut gebaut, hat steile Straßen und im oberen Teil ein altstädtliches Gepräge. Die

bedeutendste Kathedrale in der oberen Stadt stammt aus dem 11. und 12. Jahrhundert, wurde aber im 14. und 17. Jahrhundert umgebaut. Daneben erhebt sich der ehemalige bischöfliche Palast, ein Bau aus dem 18. Jahrhundert, der jetzt das Museum für Kunst, Altertum und Naturwissenschaft enthält. Das Rathaus datiert aus dem 17. Jahrhundert, wurde aber nach dem Brande von 1894 erneuert. Im Hof des Rathauses stehen vier Kanonen, die der Stadt der Stadt zur Erinnerung an die tapfere Verteidigung von 1870 geschenkt hat. Zum Teil aus dem 15. Jahrhundert rührt die von den Türmen flankierte Porte Chauffee her, die in neuerer Zeit als Militärgefängnis und zuletzt als Musiksaal diente. Die Stadt hat ein großes und ein kleines Seminar, eine Bibliothek mit 80 000 Bänden und 753 Handschriften, ein Theater, Spitaler usw. Auf der Place Ste. Croix, die neuerdings in Place Chervert umgetauft wurde, erhebt sich das Bronzestandbild des Generals Francois de Chervert, der aus Verdun stammte. Dieser General (1695—1769) war mehr als eine lokale Berühmtheit. Er zeichnete sich besonders während des Österreichischen Erbfolgekrieges durch eine Reihe glänzender Taten aus, so bei dem Ansturm auf Prag, das er dann heldenmütig gegen die Kaiserlichen verteidigte. Das ihm 1855 in seiner Geburtsstadt errichtete Standbild ist ein Werk des Bildhauers Lemaire.

Die Stadt ist sehr gewerbetreibend. Es gibt hier Brauereien und Brennereien, Mühlen, Gerbereien, Oelfabriken, Textilindustrie, Posamentenfabriken usw. Kennenswert ist auch der Handel mit Holz, Vieh, Getreide und Wein. Die eigentliche Spezialität von Verdun sind aber Süßigkeiten, die Zuckerwaren, genannt „Dragées de Verdun“, ferner Konfitüren und Liköre. Mancher deutsche Krieger wird in französischen und belgischen Städten, sowie auch in Luxemburg an den Bäden und Schaufenstern die „Dragées de Verdun“ angezeigt finden, auch wenn jetzt vielleicht längst keine mehr zu haben sind. Schon Goethe hat den Vitor Verduns gelobt: „Wir besuchten so gleich die namentlich berühmten Bäden, wo der beste Vitor aller Art zu haben war. Wir probierten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter anderem war einer, namens „baume humain“ (menschlicher Balsam), welcher, weniger süß, aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Dragées, überzuckerte kleine Gewürzfrüchte in faubern zylindrischen Tüten, wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der sieben Zurückgelassenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Jura gar wohl behagen möchte. Ristchen wurden gepackt, wohlwollende Skuriers, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gebäck dieser Art zu beladen, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.“



Die Festung Verdun.

Der rote Schmetterling.

Roman von Matthias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Das Schicksal hatte es also gewollt, daß Erna Löwenberg im Leben der drei Freunde, denen sie damals begegnet war, doch noch eine Rolle spielen sollte, wenn auch gegen ihren Willen. „Was war das für ein Name?“ fragte sie, als er geendet hatte.

„Jda Hartmann!“

„Jda — aber das — das war ja unser Gesellschaftsfräulein, das auf dem Gute Walewalska zurückgeblieben war, als ich mit Manfred Löwenberg abgereist war; sie mußte Zeugin gewesen sein, als meinen Vater die Kosaken doch noch fortgeschleppt hatten.“

„Ich ahnte einen ähnlichen Zusammenhang. Aber wissen Sie, was sie bei Manfred Löwenberg gewollt haben konnte?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie stand sie zu diesem, als Sie noch auf dem Gute waren?“

„So viel ich beobachten konnte, war sie Löwenberg immer in instinktivem Mißtrauen ausgewichen. Sie mußte doch auch gefühlt haben, daß ich diesen Mann nicht lieben konnte.“

„Aber was mochte sie dann zu ihm geführt haben?“

„Ich weiß es nicht.“

geworden. „Nein! Er soll auf dem Transporte gestorben sein. Jemand, welche Gewißheit erlangte ich nicht.“

„Aber dann wissen Sie, wie Ida Hartmann war.“

„Ja! Und ich sage Ihnen, daß sie einen Mord ebenso wenig begangen haben kann, wie er von mir verübt worden war.“

„Ich danke Ihnen!“

In tiefer Bewegung bot er Frau Erna Löwenberg die Hand.

An diesem Händedruck fühlte sie es, daß seine Liebe mit immer gleicher Sehnsucht Ida Hartmann gehörte, daß es also nicht Liebe war, als er für sie eingestanden war, daß er es nur in jenem Empfinden getan hatte, mit dem er überall das Schöne und Gerechte anerkennen wollte. Sie hatte einen Menschen kennen gelernt, der nicht nur träumte und schöne Worte ersann, sondern der auch nach seinen Idealen handelte.

Etwas wie Neid empfand sie: denn er suchte sein Glück nicht in ihr, sondern in der anderen. Aber deshalb konnte sie doch an nichts anderes denken als an sein Glück.

„Sie ist schuldlos!“

Und sicherlich kann diese schwere Prüfung weiter nichts sein als ein letztes Hindernis vor der Pforte des Glückes.“

Da leuchteten seine Augen auf:

„Wenn es so wäre! Wie aber kann ich ihr helfen?“

„Wenn Sie jenem Fred Farland alles erzählen. Ich würde Sie begleiten, falls er Fragen stellte, die nur ich beantworten könnte.“

„Ehe Sie kamen, wollte ich gerade um Ida Hartmanns willen zu ihm.“

„Ich möchte auch mithelfen an Ihrem Glück, damit Sie an meinen Dank glauben können.“

Gemeinsam verließen die beiden das Haus.

XXI.

Fred Farland war entschlossen, sich nicht allein damit zu begnügen, daß er Frau Erna Löwenberg die Freiheit verschafft hatte, wie ihm von Hans Thorn der Auftrag gegeben worden war. Für ihn hatte der Fall erst dadurch Interesse gewonnen, daß es ihm unerklärlich erschien, warum Hans Thorn für eine Fremde seine Hilfe gesucht hatte.

Es konnte dabei nur ein Geheimnis geben, das ihm nicht bekannt werden sollte.

Das vermutete er.

Er hatte den Fall schon so eingehend studiert, daß ihm alle Einzelheiten bekannt waren, selbst jene Briefe, die von dem Nachlaßrichter beschlagnahmt worden waren. Er wußte

Deshalb war es von Anfang an seine Vermutung gewesen, daß gerade dessen Tätigkeit bei der Tat eine entscheidende Bedeutung gehabt haben dürfte.



Die Hauptstraße der Ruinenstadt Ste. Marie-à-Py.

Inhalt eine größere Wichtigkeit besitzen.

Fred Farland war entschlossen, den Diener der Villa Löwenberg aufzusuchen, der doch am besten unterrichtet sein mußte, wer bis zuletzt im Hause verkehrt hatte. Fred Farland ging dabei von der Annahme aus, daß solche Leute jedem anderen gegenüber gesprächiger sind als gerade der Polizei gegenüber.

Er hatte die Wohnung, wo sich jener Diener eingemietet hatte, von der Polizei erfahren.

Dorthin begab er sich.

Es war in einer Vorstadt.

Auf sein Läuten öffnete eine alte Frau, deren Gesicht keine besondere Klugheit verriet.

„Ist Richard Mengenthin zu Hause?“

Es war dies der Name des Dieners.

„Nein, aber — sind Sie vielleicht der Herr, den er erwarten sollte?“

Fred Farland hatte in seinem Berufe oft genug erfahren, daß es nicht immer der gerade Weg sein mußte, der zum Ziele führte und ohne mit seiner Antwort eine bestimmte Absicht zu verfolgen, erklärte er:

„Der werde ich schon sein!“

„Gut, er hat mir diesen Brief gegeben

und ersucht, Sie möchten warten, vielleicht in seinem Zimmer.“

„Einen Augenblick!“

Fred Farland überlegte.

Er wußte genau, daß jene Nachricht nicht für ihn bestimmt sein konnte und daß es eine Verletzung des Briefgeheimnisses sein würde, wenn er von dem Inhalte Kenntnis nahm. Indessen



Gesamtansicht von Ste. Marie-à-Py nach zwölfmonatiger Beschießung.

...hatte sich auf einer Spur, bei der er seine feindliche Ver-
denken haben mochte.

Auch hatte er schon wiederholt erlebt, daß ein impulsives
Handeln bei ihm stets das richtigste gewesen war.

Er riß den Umschlag auf: „Die Garben geschnitten, roter
Mohn fiel zur Seite und Hunde bellen den Mond an. Jeder
kann über den Weg laufen, weil die Steine nicht emporfallen.
Warte.“

Das war der Brief.

Und nun war Fred Farland entschlossen.

Er nickte.

„Es ist gut! Ich werde warten. Führen Sie mich nur in
sein Zimmer.“

Als ihn die alte Frau dorthin geführt hatte, sagte er zu ihr:

„Sollte jetzt noch jemand kommen, dann führen Sie den
Mann ohne weiteres hier herein! Und wenn Mergenthin kommt,
sagen Sie nur, der Erwartete befindet sich schon in seinem Zimmer.
Mehr brauchen Sie nicht zu sagen.“

Schon gut!

Dann war Fred Farland allein in dem fremden Zimmer.
Mehr als blickte er dabei auf den Brief.

Dieser war nach seinem Inhalte ebenso wunderbar wie die
Briefe, die sich bei Manfred Löwenberg vorgefunden hatten.
In der Art waren sie gleich!

Nur hatte diesen der Diener der Villa Löwenberg geschrieben.

Was bedeutete dieser
Inhalt? Hunde bellen
den Mond an! Zwer-
los waren diese Sätze
doch nicht zusammen-
gestellt. Das fühlte
Fred Farland, daß er
den günstigsten Augen-
blick erwischt hatte.

Jedenfalls wollte er
keine Zeit verlieren und
sich vorerst genau um-
sehen.

Dabei griff er in
seine Rocktasche.

Wie es seine Ge-
wohnheit war, trug er
einen Revolver bei sich;
man wußte ja nie vor-
her, wie der Gebrauch
einer solchen Waffe
notwendig werden
könnte.

Als er im Zimmer
suchte, schien es zuerst,
als sollte dies zu keinem
Ergebnis führen; aber
schließlich fand er hinter
dem Ofen versteckt meh-
rere Zeitungen; es wa-
ren russische revoluti-
onäre Blätter, die wohl
in Rußland selbst ver-
boten waren.

Wie war Mergenthin in deren Besitz gelangt?

War er vielleicht selbst Russe?

Aber Fred Farland sollte noch mehr entdecken; eine kleine
Handtasche war ihm aufgefallen, und da Fred Farland schon
so viel gewagt hatte, so schreckte er vor weiteren Schritten auch
nicht zurück; er öffnete die Tasche gewaltsam.

Sie enthielt Briefe und Papiere mit russischen Aufzeichnungen,
die aber von Fred Farland nicht entziffert werden konnten.

Am Boden der Handtasche war ein schmaler, dreikantiger
Dolch mit feinsten Stahlklinge.

Mit einer solchen Waffe war die Tat geschehen!

Da erriet er den Sinn der Nachricht, die zweifellos für
einen Helfershelfer bestimmt war. „Die Garben geschnitten“
konnte nur einen Sinn haben: die Tat begangen! Roter
Mohn fiel zur Seite und Hunde bellen den Mond an. Der Ver-
dacht fiel nach anderer Richtung und die Polizei folgt der falschen
Spur. Jeder kann über den Weg laufen, da die Steine nicht
emporfallen. Auch der Sinn dieser Worte wurde ihm klar.
Der Täter kann verschwinden, weil kein Verdacht gegen ihn ist.

So deutete er nun den Brief, da er die seltsame Waffe in
seiner Hand beobachtete. In diesem Augenblicke wurde die Tür
geöffnet.

Der Diener stand unter der Tür:

„Wassili!“ aber im gleichen Augenblicke sah er schon, daß
ein Fremder in seinem Zimmer war. „Wer sind Sie und was
suchen Sie?“

(Schluß folgt.)

Der Krieg als Friedensstifter.

Erzählung von Helene Bäumer.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Geheimrat kehrte wie immer gegen Mittag von
seinem Morgenspaziergange zurück und betrat wohlknaunt mit
einem kräftigen „Guten Morgen“ die gemütliche Biedermeier-
wohnstube, wo seine Frau es sich in einem Lehnstessel bequem
gemacht hatte und so vertieft in eine Zeitung war, daß sie den
Eintretenden kaum wahrte. Plötzlich stößt sie einen Satz aus.
Ein Blick in die vor ihr liegende Verlustliste sagt dem Geheimrat,
was geschehen ist. Er liest: Edgar von Wiesenau, schwer ver-
wundet, und dabei das Regiment, in dem sein Sohn als Reserve-
leutnant stand. Dem alten Geheimrat tanzen die Buchstaben
vor den Augen, eine stumme Anklage gegen ihn. Also ein Feigling
war er doch nicht, er hatte gekämpft für Kaiser und Vaterland.
Warum hatte er nicht auf das Bitten seiner guten Frau gehört,
sich einmal beim Regiment nach ihm zu erkundigen? Wie oft
seit der Mobilmachung hatte sie zu ihm gesagt: „Ich bin sicher,
daß er beim ersten Ruf des Kaisers aus England zurückkehrt
und für sein Vaterland eingetreten ist.“ Aber er glaubte nicht
mehr an ihn und blieb unverföhlich. Längst hatte er ihn aus
seinem Herzen verbannt.

Ein fernes Bild tritt plötzlich vor seine Seele. Sieben
Jahre sind's her, da stand er vor ihm, hier an dieser Stelle, sein
Einziger, auf den er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, beladen

mit Schulden, die er
am Spieltisch gemacht
hatte und deren die
Mutter schon so viele
hinter seinem Rücken
bezahlt hatte. Und als
er warnend und be-
gütigend auf ihn ein-
geredet hatte, sich doch
endlich zu bessern, da
ging er ohne ein Ab-
schiedswort von dannen
und nahm eine Frau
mit, die seiner nicht
ebenbürtig war, bis er
nach einigen Jahren
einen Brief aus Eng-
land schickte, worin er
um Geld bat. All der
alte Schmerz und
Kummer wird wieder
lebendig. Er sah seine
geliebte Frau dahin-
welken, ihr Haar vor
Sorge und Leid früh-
zeitig ergrauen, sah,
wie ihr blaßes Gesicht
manchen Morgen nach
schlafloser Nacht mit
verweinten Augen sich
müde aus den Kissen
erhob, und wie er selbst
gelitten, das hatte er

keinem gezeigt. Das war ihr Sohn, den sie geliegt und gepflegt, auf
den sie ihren ganzen Stolz gesetzt hatten. „Nein,“ kommt es
von seinen bebenden Lippen, „nie werde ich es ihm verzeihen.“

Aber er durchlängte einen schweren Kampf. Tränen auf
Tränen rollte in den weißen Bart. Die alte Geheimrätin, die nicht
weniger litt, glaubt jetzt den Augenblick gekommen, wo er seinem
Sohne verzeihen hat. Schnell tritt sie auf ihn zu, hebt seinen
Kopf zu sich empor und sagt: „Gelt, du hast ihm verzeihen, komm
und sag' es ihm selber, ehe es zu spät ist.“

Nach einer langen ermüdenden Fahrt stand der alte Geheim-
rat mit seiner Frau vor einem Lazarett der Großstadt. Drinnen
liegt schwer verwundet auf seinem Lager ein junger Mann. Sein
Atem geht schwer. Die arme gequälte Brust bereitet ihm großen
Schmerz. Eine junge hübsche Frau hält die heiße Hand des
Kranken, und ihre blauen, seelenvollen Augen sind fragend auf
den gegenüberstehenden Arzt gerichtet. Am Fußende steht eine
Krankenpflegerin. Sie hält einen allerliebsten Blondgelockten
Jungen auf ihrem Arme, den sie zu zerstreuen sucht, indem sie
ihm den Helm seines Vaters auf den Kopf stülpt.

Der Kranke hat hohes Fieber, unruhig wälzt er sich im
Bette hin und her. Die junge Frau fährt mit ihrer Hand über
die heiße Stirn und dankbar brüdt er ihre Hand. Sie legt ihren
Mund an sein Ohr und raunt ihm zu: „Komm, Edy, wir wollen
zusammen beten, damit der liebe Gott dich wieder gesund macht.
Leise hat sich die Tür geöffnet, und am Arme einer Kranken-
schwester nähert sich eine ältere, doch stattliche Dame in schnee-
weißem Haar dem Bette des Kranken.“



Zur Einnahme von Durazzos. Gesamtansicht der albanischen Hafenstadt.

Da beugt sich ein bleiches Gesicht über den Schwerleidenden, und Tränen fallen auf seine heißen Wangen. „Mutter, meine liebe Mutter,“ ringt es sich aus der wunden Brust, dann legt er die Hand seiner Frau in die der Mutter und schwach kommt es über seine Lippen: „Nimm sie zu dir, liebe Mutter, wenn ich nicht mehr bin, verstoße sie nicht, sie wird es dir lohnen.“

Er sucht sich zu erheben, da erblickt er im Tür Rahmen die große schlanke Gestalt seines Vaters, wie er mit dem Gesicht abgewendet da steht. Da bittet der Kranke seine Frau, ihm seinen Jungen zu bringen. Ein leises Flüstern, und der kleine hat ihn verstanden. Mit dem Helm auf dem Kopfe, in dem hochgehobenen Händchen das Eisene Kreuz, geht er auf die hohe Gestalt im weißen Bart zu und sagt: „Da, Großpapa, das schickt dir mein Vater, jetzt komm mit mir und bedanke dich mal schön bei ihm.“

Da geht ein Schluchzen durch den Raum und Vater und Sohn feiern Brust an Brust ein Wiedersehen.

Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder seit der Landknechtszeit bis in die Gegenwart.

(Fort.)

Von L. S.

(Nachdr. verb.)

Wie kindlich vertrauensvoll ist das Gebet des Soldaten, der erschossen werden soll:

„O Himmelkönigin,
Nimm du meine arme
Seele! dahin!“

Nimm sie zu dir in den
Himmel ein,
Laß sie ewig bei dir
sein,
Allwo die lieben Eng-
lein sein!“

Wie tief der Gottes-
glaube im deutschen
Soldatenherzen wur-
zelt, offenbart herrlich
manches Lied aus den
Tagen der Freiheits-
kämpfe. Da erklang
vor allem Körners
Sang: „Vater, ich rufe
dich!“, das ergreifende
Gebet vor der Schlacht.
Fromme Ergebung in
den Willen Gottes
spricht aus dem Reiter-
liede „Morgenrot“. Ueberhaupt ist das
Verhältnis des Sol-
daten zu Gott meist
fromme Ergebung. In
seiner Hand legt er sein
Schicksal. „Ob Glück
oder Tod, behüt uns
Gott!“ singt eine alte
Weise; „wie Gott ge-
wollt, so soll es sein!“
heißt die Losung im
Weltkrieg. Demütig
bitten die Soldaten:

„So schenk uns droben
ein gut Quartier.“ Sie dürfen es erhoffen; denn sie haben das
Vertrauen in unsere gerechte Sache. Dieses Bewußtsein drückt
besonders das heutige Soldatenlied aus: „Herrgott, gerecht
wirfst du wagen, gerecht wirst du richten, und darum — hilf unsern
Waffen!“ — Und nach der Schlacht, da bringt's heute noch ebenso
wie nach der Schlacht bei Leuthen vieltausendstimmig gen Himmel:
„Nun danket alle Gott!“ — „Herrgott, du hast uns erhört!“

Doch dieser starke Glaube, diese oft rührende Frömmigkeit
hat doch Raum gelassen im Soldatenherzen für einen flammenden,
ferndeutschen Haß gegen den Feind.

Der Landknecht, der an den Religionskriegen teilnimmt,
richtet seinen Haß gegen die protestantische Union oder gegen die
katholische Liga, je nach dem Glaubensbekenntnis, zu dem er
gehört; der friderizianische Soldat versucht in seinem Liede die
„Panduren, Franzosen und Neußen, die ihm verwüsten das schöne
„Preußen“, „Mordbrenner und Räuber nennt er sie. Mit „Hauen,
Stechen und Geschloß soll ihnen das Fell geschoren werden.“
Der Haß gegen die Oesterreicher und Russen verschwindet mit
der Zeit des Großen Friedrich aus dem deutschen Kriegsliede.
Der Weltkrieg hat ein Wiederaufladen des Grimms gegen die
„Bärenhäuter im fernen Osten“ gebracht, während sich der Haß
gegen Oesterreich längst in treue Waffenbrüderschaft verwandelt
hat. Das Kriegslied begrüßt sie als „Brüder aus dem deutschen
Osten!“

Glühender Haß gegen Frankreich, den alten Erbfeind, ist
geblieben. Er flammte in feuriger Lohe auf zur Zeit der Befrei-

ungskriege mit ihren Viedern von der „Hentersbrut“, den „fran-
zösischen Schergen“; er brennt in dem Liede:

„Lebet ihr Preußen, hoch
Stern! die Franzosenbrut,
Die uns belog!
Preußen! in Himmelsglut
Trinket der Feinde Blut!
Deutschland, mein Vaterland,
Löst von Schuld!“

So bröhnt auch heute der Haßgesang durchs Vaterland, den
Feinden entgegen:

„Herr Feind, wir werden sterben,
Doch nicht beim ersten Schuß,
Erst will ich dich verderben!“

singt der Dragoner im Westen, während er im Osten seine Waffen-
gefährten anfeuert:

„Dragoner! Auf, und an den Ruß!
Die hellen Schwerter blitzen!
Und gebt ihm, was er haben muß,
Und jeder Hieb muß sitzen!“

Bei den Mustetieren gilt „jeder Schuß ein Ruß!“
Tiefer und bitterer als gegen Frankreich und Rußland ist
der Haß gegen England im deutschen Weltkriegsliede. Es ist in
diesem Kriege gegen eine Welt von Gegnern geradezu der „Feind“
geworden. Bezeichnend für diese Stimmung heißt es von un-
serm Volk und Heer:

„Sie lieben vereint, sie
hassen vereint,
Sie haben alle nur
einen Feind — Eng-
land!“

Des Kriegers Gebet
ist:

„Herrgott, nur bis ich
eben
auf englischer Erde den
Fuß gesetzt,
Solange noch laß mich
leben!...“

Laß mich in England,
als Sieger in Eng-
land begraben sein!“

In den Haßgesang
misch sich vielfach das
soldatische Spott-
lied. Der Lands-
knecht ist recht schaden-
froh; denn

„Der König auß
Frankreich,
Der König auß Frank-
reich
Der hat die Schlacht bei
Pavia verloren,
Verloren hat er die
Schlacht vor Pavia
in ein Thiergart,
In neunthalb Stunden
verloren Land und
Leut!“

Ueber Tilly spottet
er:

„Er zog mit seinem Volk daher,
Als ob er übert Pharaon wär,
Tat seinen Pfauenschwanz
Auspreizen recht — ging aber schlecht
Und übel bei der Schanze, ja Schanze!“ —

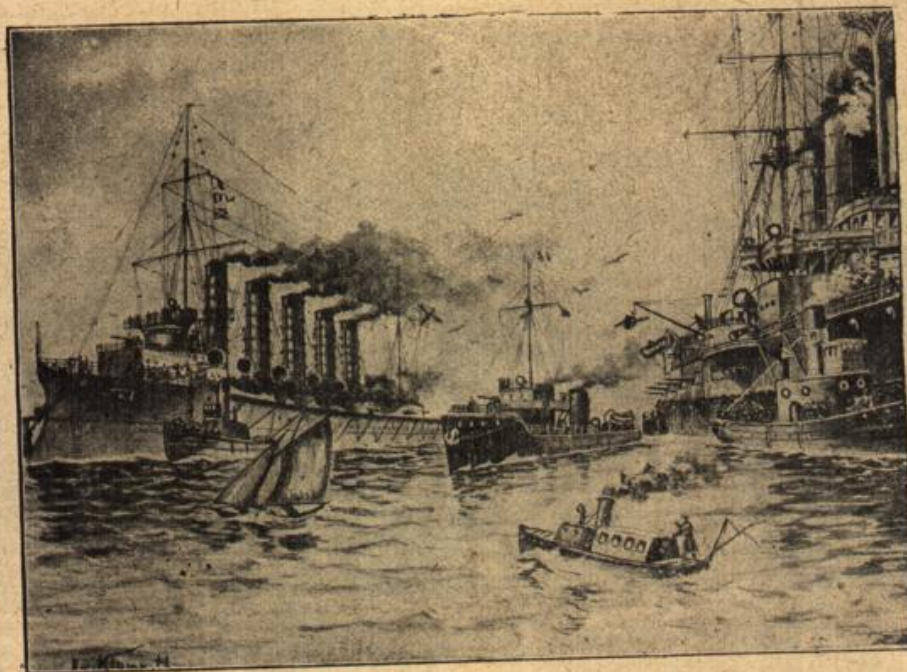
Eine recht lose Zunge hat vor allem der Soldat der sieg-
reichen Armeen Friedrichs des Großen. Wie macht sich das Lied
lustig:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopf nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen!“

In der napoleonischen Zeit rief des französischen Kaisers
flüchtiger Rückzug aus Rußland eine Menge Spottlieder hervor,
als deren Badendstes man wohl das bekannte: „Mit Mann und
Ross und Wagen, so hat sie Gott geschlagen,“ bezeichnen kann.

Der Krieg von 1870 rief das vielbelachte und -gesungene
Kutschlied hervor: „Was kraucht da in dem Busch herum? Ja
glaub' es ist Napolium!“ sowie das Lied: „König Wilhelm ja
ganz heiter!“ —

Neuerdings hört man der Soldatenspottlieder gar viele aus
Rußland, Frankreich und England. Besonders viel Spott wir
ausgegossen auf das Haupt des Zaren:



Ausladung französischer und englischer Truppen im Hafen von Saloniki.
Zeichnung von Dr. Klamroth.

„Auf daß es schön tut klingen bis in die Wandschüre!“
 Sehr drollig klingt das Spottlied vom „dreifarbigem, gallischen Hähnlein“, das „gerupft“ werden soll; „aber gründlich“.
 Als dritter im Bunde gesellt sich der „Brite mit dem Lügenmaul“ dazu, dem der Soldat Angst und Bange machen will mit den deutschen Lustschiffen:

„England, o England, wie wirst du erbeben,
 Wenn die Zeppeline über dich schweben!“
 Verheißungsvoll klingt's: „Die deutschen Zeppeline bringen Bomben mit!“

Epik und Lyrik des Soldatenliedes sind eigentlich nicht scharf zu trennen, da wohl die Lyrik manchmal Episches enthält, andererseits aber auch die Epik nicht frei ist von lyrischen Elementen. So verqu coast z. B. das Soldatenpottlied Lyrik und Epik. Wenn ich Heldenverehrung und Kampf unter den Punkt Soldatenepik fasse, so geschieht es, weil in diesen beiden Motiven des Kriegs- und Soldatenliedes der epische Charakter am schärfsten umrissen hervortritt.

Das deutsche Volk ist von jeher ein Volk der Waffen gewesen; von jeher hat es in seinen Liedern den Kampf verherrlicht, Schilderungen von Schlachten gegeben und die Helden gepriesen, die durch ihr Beispiel das Volk zur Tapferkeit anspornen, es in die Schlacht und um Siege führten.

In dem Liede des Landsknechtes frühesten Zeit wird besonders Georg von Frondsberg, der berühmte Landsknechtsführer, verherrlicht. Er ist „ein theurer Held, von großer Stet; behielt das Feld! Mit großer Gefahr er siegreich war; ganz ehrenreich. Man findet nit bald, der ihm sei gleich!“ —

Ebenso begeistert sich das Lied für Franz von Sickingen: „Den Franzen soll man loben, ja loben!“ Denn „kein beßrer Krieger ins Land nie kam.“

In der Zeit der Religionskriege hat natürlich jede Partei ihren Helden. Das Lied der Landsknechte, die unter dem Banner der protestantischen Union fechten, preist den „König auß Schwedenlande“, den Grafen von Mansfeld und als dessen Verbündeten den Markgrafen Georg-Friedrichs:

„Der edle Mansfeld wohlgenut,
 Dazu der Markgraf Georg gut,
 Gar tapfer im Felde stunden.
 Man sah sie überall voran;
 Nicht achten Tod und Wunden!“

Die katholische, ligistische Gegenpartei erhob „den Walstein“ (Wallenstein) und „Hans von der Wehr“ (Johann von Werth) auf den Schild. Das Soldatenlied erzählt lang und breit von Wallensteins Taten, die er „ins Böhmen und Türkenlanden rühmlichst hat vollbracht!“ So ist er fürwahr „ein Helde, lebt auch nicht seinesgleich. Siegt immerdar im Felde!“

Auch Hans von der Wehr „hat noch nie ein Schlacht verlorn“. Deshalb ist er „aller Ehren wert; er geh zu Fuß oder reit zu Pferd!“ —

Die Verehrung entspringt vor allem aus der Bewunderung der persönlichen Stärke des Mutes und der Tapferkeit des Helden; später, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und der durch ihn geförderten moralischen Entartung der Landsknechte, kommt freilich noch ein drittes hinzu, das in ihren Augen den Helden ausmacht.

Der Wallenstein ist nicht zum wenigsten auch wohl deshalb ein so großer Held, weil er seinen Leuten „gönnt alle Beut und Gelde, Wan fechten ritterlich!“



Der Bezwiner des Lovcen:
Feldmarschallsleutnant Ignaz Trokmann,
Führer eines Korps,

wurde in Anerkennung der alänzenden unter schwierigsten Verhältnissen vollbrachten Waffentat, der Erstürmung der Lovcenhöhen, die allerhöchste belobende Anerkennung ausgesprochen.

„Eugenius tut kommandieren,
 Der edle Siegesheld!“
 dann geht's lustig ins Feld. Sein Anblick belebt den Mut seiner Leute; das erzählt besonders das Lied von der Schlacht bei Turin. Dreimal versuchten die Truppen einen vergeblichen Sturm gegen die französische Schanze, da erscheint Prinz Eugen. Seine Getreuen jauchzen ihm ein Vivat zu, und „stürmten in das Feld!“ Bezeichnend für die Hingabe der Soldaten an ihren Feldherrn ist die Strophe:

„Ach, großer Gott im Himmel,
 Eugenius stürzt zur Erd',
 Es gab ein groß' Getümmel,
 Es ist nun Fechtens werth!“

Wie begeistert klingt auch das allbekannte Prinz-Eugeniuslied von der Belagerung Belgrads, allwo

„Prinz Eugenius wohl auf der Rechten,
 Tat als wie ein Löwe fechten
 Als Gen'ral und Feldmarschall!“

Den Preußen gab das 18. Jahrhundert in Friedrich dem Großen und seinen Generälen so manchen Helden, dessen begeistertes Lob sie im Kriegs- und Soldatenliede begeistert sangen.

Der König vor allem ist immer der „große Held“ im Liede; für ihn haut der Soldat den „Teufel aus dem Feld“, so anfeuernd wirkt Friedrichs kühner Wagemut auf ihn. „Friedericus, unser König, hat alle Feinde besiegt“, rühmt stolz das Lied, denn wenn er kommt und klopft nur auf die Hosen, so läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen“. Ihm zur Seite steht „Biethen aus dem Busch“, Seydlitz, „der kühne Held, Schnob wie ein Löwe durch das Feld“.

(Schluß folgt.)

Start.

Verstummt nach hartem Arbeitstag
 Ist eben das Geläute;
 Da wandert einen schweren Gang
 Der greise Pfarrer heute.

Er ging schon manchen schweren Weg,
 Doch nichts glih diesem Pfade,
 Und tief im Herzen fleht er an
 Des lieben Gottes Gnade.

Dort an dem Häuslein steht er still,
 Hier muß er Trübes melden:
 Es fiel der Witwe, die dort wohnt,
 Der vierte ihrer Helden.

Fast kehrt er um, der Priester greiß,
 Da hat er sich entschlossen,
 Die Schwelle überschreitet er,
 Mild ist sein Wort geflossen.

Die alte Frau sieht vor sich hin,
 Still wird es in der Kammer;
 Denn Tränen nicht und Worte kennt
 Der größte Herzensjammer.

Dann aber reicht dem Priester sie
 Die schwielenharte Rechte,
 Und abelig ist, was sie sagt,
 Die deutsche Frau, die echte.

„Er fiel fürs liebe Vaterland,
 Kann schönern Tod es geben?
 Nun geb' der Herrgott meinem Sohn
 Das ewige, bessere Leben!“

Der Priester geht ergriffen fort,
 Das Weib ist groß zu nennen.
 Als noch einmal zurück er schaut,
 Sieht er ein Kerzlein brennen.

M. Pohl.

Sprüche.

„Immer mit frohem Mute — Erstrebe das Gute, das Gute, — Laß dich durch's Nicht'ge nicht blenden, — Zum Ewigen mußt du dich wenden.“

„Wie in den grünen Bäumen allen — Von sommerreifem Laubgeäst: — Was wellt in uns, das mag nur fallen, — Was grün hält auch im Sturme fest.“

Was will der Heimatschutz? Heimat! Niemals wohl hat dieses Wort tiefere und umfassendere Bedeutung gehabt als heute! Millionen von Kämpfern liegen in den Schützengräben, bereit, ihr Leben, ihr Blut, ihre Gesundheit dahinzugeben für den Schutz der Heimat! In tiefster Seele treu müssen aber auch alle, die daheim sind, wie jene draußen die Heimat lieben und ihr dienen. Der Heimat gilt die Liebe des Heimatschutzes, allem, was der Heimat schädlich ist, sein Haß! Jeder, der die Heimat liebt, ist darum schon ein Mittkämpfer, wenn er diese Liebe nicht still heimlich im Busen hält, sondern für sie eintritt und vor allem aus Liebe zur Heimat seine Augen und seinen Willen schärft und stärkt und nicht schweigt, sondern handelt und wirkt! Wie sehr hat unsere Heimat den Schutz nötig auch daheim! Das alte traute liebe Bild der Heimat wird tausendfach entstellt durch in das Ortsbild oder die Landschaft nicht passende Bauten oder Straßenanlagen, die abgerundete stille Schönheit vernichten. Hier gilt es Kampf für die Schönheit und Zweckmäßigkeit!

Draußen in Flur und Heide, in Wald und grünen Breiten, in Bergen und blauduftigen Tälern, in Strömen, Bächen und blinkenden Seen leidet die heimatische Natur und blutet aus unzähligen Wunden, die Roheit und Unverstand, nackte Gewinnucht und kalte Gleichgültigkeit ihr sagen! Tut nur die Augen auf und lernt sehen und fühlen, was einst war und was unserer Mutter Natur und Heimat geraubt und genommen, und was an köstlichen Schätzen der Erinnerung der Kunst, Geschichte, Natur, Schönheit und Harmonie zertreten, verunstaltet, vernichtet oder verunehrt ist! Und in den traulichen Straßen der Dörfer und alten Städte! Wo sind die schönen stillen alten Häuser mit den heimlichen Stuben und dem ehrwürdigen Hausrat? Wo ist die alte Volkskunst, die einst das Leben so schmückte und reich machte? Heimatschutz, Heimatschutz tut uns not, zu erhalten, zu retten, was noch vorhanden, neue Saaten auszustreuen, Liebe und Verständnis zu wecken, daß die Saat auch gepflegt werde!

Die Friedhöfe, die letzte Heimat, wo die Saat zur Ewigkeit ruht, müssen wieder Höfe des Friedens und stiller Ewigkeits-schönheit werden. Würdige Stätten, Heiligtümer der Dankbarkeit für die teuren Opfer und Helden unseres Weltkampfes müssen entstehen und von weihervoller Schönheit verklärt sein.

Darum will der Heimatschutz kämpfen und arbeiten, daß unsere Heimat nicht ärmer, sondern reich werde an Schönheit und Harmonie, Schönheit, die in der Einfachheit und Ruhe ihren Adel hat. Schönheit kann zu innerem Wert erziehen!

Heimatschutz will aber auch in die düsteren Quartiere ungesunder Wohnungen eindringen und jene Armen, die dort haufen müssen, hinausführen in Licht und Luft, in Sonne und Gesundheit und ihnen eine Heimat schaffen, wo ein junges kräftiges Deutschland gedeihen und aufblühen kann als beste Saat und Segen der Heimat. Eine Scholle Heimat Erde möge jedem zu

hatten damals einen großen Verehrerkreis Als er 1824 in Altenburg starb, wurde er, seiner letztwilligen Verordnung gemäß, in der größten Eiche seines Parkes in Stöptenitz zur Ruhe bestattet. Die Eiche ist wirklich so groß, weil ihr innerer Kern bereits vermodert war, also nur noch die äußere Schale stehen geblieben ist, ein Gemach von etwa 20 Fuß im Umfange hatte angelegt werden können. In dieses Gemach gelang man durch eine Tür, welche in die Borke des Stammes eingeschnitten ist. Auch ein kleines Fenster mit eisernen Stäben ist angebracht, durch welches man den inneren gebödeten Raum übersieht, in welchem Hans Wilhelm v. Thümmel seine letzte Ruhe fand. In der Mitte dieses Raumes ist eine Marmorne aufgestellt, an der Seite befindet sich eine kleine Nischenbank. Auf der abgestuften Krone des alten Eichenbaumes ragen einige riesenhafte Bäden hervor, welche grünen und blühen: rings um den Stamm windet sich dichter Efeu empor und ein Baum von einfachem Stammholz schließt das Ganze zu einem überaus anmutigen, das Gemüt des Beschauers poetisch ansprechenden Bilde ab.



Winterleben unserer Feldgrauen im Osten.
Truppenverbandplatz im verschneiten russischen Walde.

eigen werden, und sei es nur ein Gärtchen der Kleingartenanlage, aber ein Strom von Sonnenlicht soll über alle fluten und sie gesund machen, die jetzt noch in Enge und bleicher Ungesundheit haufen müssen. Das ist das Ziel des Heimatschutzes! Darum, wer draußen kämpft und drinnen mitarbeitet, fühlt und leidet in dieser ersten Zeit, der muß mit dem Heimatschutz gehen, fühlen und kämpfen. Der trete mit in die Reihe der begeisterten Männer und Frauen, denn er arbeitet dann für seine Heimat und sein Volk.

Ein Dichtergrab in einer Eiche. Unweit des Ortes Ronneburg im Altenburgischen liegt Stöptenitz, in dessen schönen Park eine große Eiche steht, welche in ihrem Stamme ein Dichtergrab umschließt. Der altenburgische Minister Hans Wilhelm v. Thümmel, der jüngste Bruder Moritz v. Thümmels, des Verfassers der „Reise in das mittägliche Frankreich“, liegt dort begraben. Auch er war ein seiner Zeit sehr gefeierter Poet. Seine „Lebens- u. Elia“ (1808) und seine „Aphorismen eines Siebzigjährigen“ (1818) sowie seine kleinen Gelegenheitsgedichte

hen Streit): „Warum ist denn mein Mann noch nicht im Bureau?“ — Dienstmädchen: „Gewiß, weil Sie gesagt haben, Sie wollten noch heute zu Ihren Eltern zurückfahren!“ — Frau: „Da kann er lange warten!“

Rätsel.

Einem Mädchen hatte ein böser Zauberer den Geliebten in einen Strauch mit Beeren verwandelt. Eine Fee offenbarte ihr, daß nur die Tränen ihrer Liebe ihn wieder zum Leben erwecken könnten. Und sieben Jahre lang ging sie täglich zu dem Busch und rief leuchtend, indem sie auf ihn niederweinte: „Wirst du noch immer nicht — — —?“

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

E.

Handdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).